Haus und Welt

Ueber den Acker her ...

Ueber den Acker her
kommt ein Gespann.
Ziehen zwei Pferde den Pflug.
Ziehen ihn kräftig an.
Wühlen die duldende Scholle empor,
daß sich ihr Erdengeheimnis
an das Licht verlor . . .
Zieht, durch mein Seelenland her,
das Schicksalsgespann.
Ziehen die Stunden den Pflug.
Ziehen ihn kräftig an.
Wühlen mein Sehnen und Leiden empor . .
Das ist das Gottesgeheimnis:
daß alle Qual
sich im Lichte neuen Erkennens verlor.

Frühling

-- Die Balkontüre wurde endgültig geöffnet.

Kitt und graufarbene Wulststreifen liegen auf dem Boden herum.

Lisa steht auf dem Balkon, blinzelt in die Sonne und denkt an Katja Potapowitsch.

Gestern in der Geographiestunde hatte ihr Katja ihren Roman, den sie mit Weselkin erlebt, erzählt. Katja und Weselkin küssen einander und noch andere Dinge gehen vor, von denen sie im Klassenzimmer nicht erzählen konnte, doch will sie es später erzählen, Sonntag nach der Jause, wenn es dunkel wird.

„Und in wen bist du verliebt?“ hatte Katja gefragt.

„Das kann ich dir auch nicht hier sagen. Später, Sonntag, will ich es dir anvertrauen.“

Katja hatte sie sehr aufmerksam gemustert und sich fest an sie gedrückt. Idsa hatte gelogen. Was hätte sie auch tun sollen? Hätte sie sagen sollen, daß in ihrem Hause keine Buben sind und daß sie eigentlich an „Verlieben“ noch nie gedacht hat? — Das wäre ihr doch sehr peinlich gewesen.

Vielleicht hätte sie sagen sollen, daß sie gleichfalls in den Kadetten Weselkin verliebt war, aber Katja wußte doch, daß sie den Kadetten gar nicht kannte. Das war eine fatale Situation.

Andererseits aber, wenn man von einem Menschen so viel weiß, wie sie von Weselkin, so hatte man doch eigentlich auch das Recht, sich in ihn zu verlieben. Ist das nicht so?

Ein leichter Wind duftete von der Frische des eben aufgetauten Schnees, kitzelte mit einem Haarsträhn Lisas Gesicht und stob die Filzabfälle lustig über den Balkon hin.

Lisa dehnte sich faul und trat ins Zimmer.

Nach der Helle da draußen schien es hier düster, schwül und ruhig.

Lisa stellte sich vor den Spiegel, betrachtete ihre Sommersprossennase, das Rattenschwänzchen auf der Schulter und dachte mit stolzer Freude: Wie schön ich bin, mein Gott, wie schön! Und in drei Jahren bin ich sechzehn und werde heiraten können.

Sie verschränkte die Arme unter dem Kopf, wie die Schöne auf dem Bild „Odaliske“, bog sich zurück, sah das blonde Zöpfchen schaukeln, ward nachdenklich und ging geschäftig ins Schlafzimmer.

Dort hing am Kopfende des schmalen eisernen Bettchens an blauem Bändchen ein Heiligenbild; das Gewand des Heiligen war von vergoldetem Silber.

Lisa sah sich um, bekreuzte sich heimlich, löste das Bändchen, legte das Bild auf den Polster und lief wieder zum Spiegel.

Dort schlang sie schelmisch lächelnd das Band um ihr Zöpfchen und bog sich zurück.

Derselbe Anblick bot sich ihr wie früher. Nur baumelte jetzt von dem Rattenschwänzchen ein schmutziges, zerdrücktes, blaues Bandstreifchen herab.

„Du Schöne,“ flüsterte Lisa, „freust du dich, daß du so schön bist?“

„Das Herz der Schönen
Wie der Wind auf den Feldern
Wer ihr glaubt . . .
Aber alles Betrug.“

Wie merkwürdig doch die Worte sind! Aber das tut nichts. In Liedern ist es immer so, immer sonderbare Worte. Vielleicht ist das Lied doch anders? Vielleicht so:

„Wer ihr glaubt — da ist Betrug.“

„Nun ja, Betrug — das heißt betrogen. Also richtiger:
Wer ihr glaubt,
Der ist betrogen.“

Und plötzlich ging ihr ein Licht auf.

Hatte Katja sie nicht betrogen? Vielleicht war das mit dem Roman eine Lüge? Voriges Jahr hatte sie doch behauptet, irgend eine Schura Solotiwzew hätte sie geliebt und sei sogar ihretwegen ins Wasser gesprungen. Und dann waren sie zusammen ins Gymnasium gegangen und in einem Fiaker war ein kleiner Junge mit seiner Gouvernante vorbeigefahren und hatte Katja gegrüßt.

„Wer ist das?“

„Schura Solotiwzew.“

„Wie, derselbe, der deinetwegen ins Wasser gesprungen ist?“

„Nun ja, was ist denn weiter dabei?“

„Er ist ja noch so klein!“

Und Katja ward ärgerlich. „Er ist gar nicht klein. Er scheint nur im Wagen so klein. Er ist schon zwölf Jahre alt. Und sein älterer Bruder ist siebzehn. Wer ist also klein?“

Lisa fühlte dumpf, daß das keine überzeugenden Argumente waren. Wäre der ältere Bruder auch achtzehn Jahre alt gewesen, so blieb es doch dabei, daß Schura zwölf Jahre zählte und aussah wie acht. Doch konnte sie das nicht klar ausdrücken, sie fühlte nur bei alldem ein vages Mißbehagen. Und am andern Tag spazierte sie während der großen Pause nur mit Eugenia Andrejewna.

Lisa wandte sich wieder zum Spiegel, zog das Zöpfchen übers Ohr, so daß die blaue Masche neben der Stirne lag und begann zu tänzeln.

Man hörte Schritte.

Lisa hielt an und Blut stieg ihr zu Kopf, daß es ihr fast in den Ohren sauste.

Der Student Jagorow, der mit dem runden Rücken, kam herein, der Kollege ihres Bruders.

„Guten Tag. Was, Sie schmücken sich?“

Er war schlaff, farblos, mit matten Augen und fetten verklebtem Haar.

Lisa war wie versteinert vor Scham. Sie lispelte leise: „Nein . . . Ich . . . habe nur das Bändchen gebunden.“

Er lächelte kaum merklich. „Nun, das ist ja sehr gut, sehr schön.“

Er stockte, wollte noch etwas sagen, um sie zu beruhigen. Sie sollte sich nicht schämen, nicht beleidigt sein. Doch fiel ihm nichts Rechtes ein und so wiederholte er nur: „Das ist sehr, sehr schön.“

Dann drehte er sich um und schritt vornübergeneigt und watschelnd mit langen dünnen Beinen in das Zimmer des Bruders.

Lisa schlug beide Hände vors Gesicht und lachte leise und glücklich.

„Schön! . . .“ Er hat „schön“ gesagt . . . Ich bin schön! Ich bin schön! und er hat es gesagt. Also liebt er mich!“

Sie lief hinaus auf den Balkon, stolz, fast erstickt von ihrem übergroßen Glück und flüsterte der Frühlingssonne zu: „Ich liebe ihn! Ich liebe den Studenten Jegorow wahnsinnig! Morgen werde ich alles der Katja erzählen! Alles! Alles! Alles!“

Und dürftig und frohgemut zitterte das Rattenschwänzchen mit dem blauen Bändchen auf ihrem Rücken.

Unverstanden

Auf dem Marktplatz war der Schnee hart gefroren. Berta und Max gingen bedächtig nebeneinander. Die Last auf dem Wagen war schwer. Sie ließ sich schlecht ziehen. Beide taten ihr Bestes, kamen aber kaum von der Stelle die beiden starkknochigen Braunen.

Ich bin außerstande, noch lange mitzumachen sagte Berta. Sie sah verständnissuchend nach dem Bruder.

Er nickte nur stumm.

Hörst du, Max? Meine Kraft versagt beinahe.

Er schaute sie mit seinen großen Augen leidvoll an und entgegnete: Was wollen wir machen?! Wir müssen doch! Lange kann ich ja auch nicht mehr. Das Hungern hier in der Stadt macht einen schwach.

Ja! Ach wie gut ging es uns doch damals auf dem Lande dagegen. Entsinnst du dich noch der Tage, als die Mutter im Stall neben uns stand? Sie schob manchen Bissen von sich in unsere Krippe, wenn sie glaubte, wir hätten noch Hunger. Es klang so schön, wenn sie von der Stadt erzählte, wohin wir gebracht werden sollten, wenn wir größer würden. Ich stellte mir nichts Häßliches vor, als sie von den Menschen sprach und uns einschärfte, nur ja recht ergeben und gehorsam gegen sie zu sein, sonst wäre kein Auskommen mit ihnen. Wehmut beschleicht mich, wenn ich an unsere Jugend denke. In jenen Tagen zog es mich, schon beim Morgengrauen hinaus in die frische Luft. Und wie neit konnten wir miteinander plaudern, wenn wir friedlich den Pflug oder die Egge zogen. Und der Mensch, dem wir dienten, kam wenigstens einmal am Tage und legte seine Hände an unseren Hals, um anzudeuten, daß wir am besten das ganze Leben hindurch in Eintracht beisammen blieben. Ob wir diese übelriechende Stadtluft wohl noch einmal verlassen dürfen?

Wahrscheinlich, meinte Max. Man sieht ja jetzt immer mehr Fahrzeuge, die von selbst laufen. Aber ich weiß nicht, was wir dann tun sollen. Auf dem Acker wollen sie uns ja nicht mehr haben. Den bearbeiten sie mit Maschinen, damit sie kein Futter mehr für uns brauchen.

Das haben wir uns doch immer selbst gesucht auf der Weide. Woher kommen die Maschinen eigentlich?

Das ist eine verwickelte Aufgabe. Viele Menschen haben nämlich so einfache Arbeiten nicht mehr gern. Darum besorgen sie sich alles auf Umwegen. Eine Menge von denen, die früher das Feld bestellt haben, gehen nun in die Erde. Sie holen Kohlen und Eisen heraus. Damit zünden sie Feuer an, in dem das Eisen Formen bekommt. Und aus dem geformten Eisen machen sie Maschinen. Und weil der Dünger, den wir ihnen sonst gegeben haben, jetzt auch fehlt, schicken sie auch dafür eine Menge Menschen in die Erde.

Dann brauchen sie doch eigentlich noch mehr Menschen und haben viel mehr Mühe.

Ja, sicher. Aber das nennen sie Fortschritt. Der ist heutzutage sehr beliebt. Und was ihnen lieb ist, geben sie wahrscheinlich ungern preis.

Max schwieg. Seine Schwester stöhnte laut. Was fehlt dir? fragte er.

Ich bin erschöpft. Laß uns einen Augenblick stehenbleiben.

Meinetwegen, Schwester. Wenn es uns nur nicht übel angerechnet wird.

Das Paar verlangsamte den Schritt. Im nächsten Augenblick zuckten sie heftig zusammen. Berta rief kläglich: Ach mein Schöpfer! Auf den Oberschenkel hat er mich mit der Peitsche getroffen!

Mich am Hals! jammerte Max. Aber ich bitte dich, liebe Schwester, heb nicht so flehentlich den Kopf! Er meint sonst wieder, du wolltest trotzen und schlägt dich ins Gesicht mit der heißen Schnur.

Er wandte den Kopf etwas seitwärts und musterte den Lenker. Der Mann saß hinter ihnen auf einem erhöhten Gestell. Er mißverstand den Blick wohl, denn unerwartet sauste die flatternde Schnur jetzt über die Ohren der Ermatteten. Die rauhe Stimme des Gewaltigen brüllte ihnen etwas zu, was sie nicht begriffen. Ja, wenn sie sich doch einigermaßen hätten verständigen können. Gewiß wären sie dann besser miteinander ausgekommen. Sie spürten in den Mundwinkeln ein starkes Reißen. Das kam von dem heftigen Druck der Eisenstange, die quer auf ihrer Zunge lag, und an deren Enden die Zügel befestigt waren. Max gab der Schwester heimlich ein Zeichen mit den Ohren, worauf beide noch einmal ihre ganze Kraft einsetzten. Vergeblich! Berta fühlte wachsende Schwäche. Gleich darauf stolperte sie über einen vorstehenden Stein, glitt aus und fiel hin.

Ihr Klagelaut war kaum vernehmbar. Sie schloß die Augen und lag ganz still.

Max war entsetzt, beherrschte sich aber und stand ruhig da. Er sah mitleidig auf die Schwester und raunte: Hast du dir weh getan, Schwesterchen?

Ach ja! stieß die Verunglückte wimmernd hervor. An der Seite. Ich glaube, eine meiner Rippen ist gebrochen. Die an meinem Gurt hängende Glocke ist mir in den Leib gedrungen. Ich vergehe vor Schmerzen. Schau, auch am Knie habe ich eine Wunde.

Max sah sie. Er schwieg, weil der Lenker an Bertas Seite kam und sie losschirrte. Das Kopfstück behielt sie an. Daran zerrte er herum und schrie auf sie ein. Berta ahnte, daß es „spring auf die Beine" heißen sollte. Sie hatte nicht die Kraft. Nur der Bruder hörte sie lispeln: Habt Erbarmen! Erbarmen!

Der gewaltige Mann überhörte das zweifellos. Er zerrte fortwährend an dem Eisen, das durch ihren Mund ging. Dabei stieß er weithin vernehmbare Töne aus. Von allen Seiten strömten Menschen herbei. Sie scharten sich dicht zusammen, betrachteten einander flüchtig, stellten Fragen und rückten nahe zusammen. Es war offenbar ein außerordentlich fesselnder und ungewöhnlicher Vorfall. Es fanden sich immer mehr Zuschauer ein. Sie bildeten eine kreisförmige Wand.

Einer von ihnen stand dem Lenker anscheinend sehr nahe. Denn er nahm ihm die Peitsche ab und schlug erbarmungslos auf den entkräfteten Körper am Boden, derweilen das Reißen am Munde des Tieres wieder einsetzte.

In der Hilflosigkeit blieb Berta nichts anderes übrig, als die schmähliche Behandlung schweigend über sich ergehen zu lassen. Ihre Glieder waren fast wie erstorben. Ob niemand auf den Gedanken kam, sie irgendwo weich zu betten?

Plötzlich hörten die Schläge auf. Die Menschen stieben an einer Stelle auseinander. Jemand mit einem Gefäß in der Hand trat an sie heran. Es wurde gehoben, der obere Teil nach unten gekehrt. Der Inhalt klatschte in breiten klaren Strahlen auf Bertas Körper.

Ach warum dies kalte Naß?! schrie sie verzweifelt. Ich friere ja ohne dies so sehr!

Soll ich ihm einen Tritt versetzen? brummte Max wutentbrannt und stampfte mit dem Hinterfuß.

Nein, entgegnete die Gemarterte, es ist ja nicht mehr zu ändern. Womöglich ergeht es dir ebenso.

Jemand deutete mit dem Finger auf Bertas Bein. Der Lenker sah jetzt dampfendes Blut aus ihrem Knie fließen. Er erbleichte, durchbrach die Menge und rannte fort.

Kurz darauf kam er mit einem Mann zurück, der die Verletzung genau besah und das Bein hin und her bewegte. Er schüttelte den Kopf, als er es losließ. Dann griff er nach Bertas Augen, schob die Lider in die Höhe und schüttelte den Kopf noch einmal. Schließlich wechselte er ein paar Worte mit dem Lenker, der sich alsbald betrübt abwandte und die Menschen aufforderte, dasselbe zu tun. Nun zog der Mann etwas Blankes aus einem länglichen Futteral.

Max sah das alles noch, wurde aber mit einem Male fortgeführt von der Seite seiner kranken Schwester. Sie lag da regungslos in einem seltsamen Zustand zwischen Wachsein und Träumen. Als er mehrere Schritte gegangen war, schreckte ihn ein lauter Knall.

Ob man Berta so aufscheuchen wollte? — Es zog ihn sehnlich zu ihr hin. Aber er mußte der Zugleine folgen: weiter, immer weiter. —

Im Stall wartete er geduldig auf sie, bis in die Nacht; und noch lange, lange nachher. Er bekam seine geliebte Schwester nicht mehr zu sehen.

Wenn er nun abends so einsam im Stall steht, denkt er häufig an die Worte der Mutter und meint, Berta habe vielleicht, wie mancher lebensmüde Mensch, warme durchsichtige Perlen aus den Augen fallen lassen, und der Erde so den Wunsch mitgeteilt, aufgenommen zu werden.

Land und Leute in der Slowakei

Die Slowakei, seit 1918 ein wichtiger Bestandteil der tschechoslowakischen Republik, umfaßt das ehemalige Oberungarn und bildet mit ihrem bunten Völkergemisch und ihrer waldreichen von zahlreichen Flüssen durchströmten Landschaft ein außerordentlich interessantes Reiseziel, das namentlich von den Reichsdeutschen trotz der nahen Bahnverbindung über Oderberg noch viel zu wenig gewürdigt wird.

Nachdem die Slowaken um das Jahr 900 ihre kurze Selbständigkeit unter Swatoplu k an die Ungarn verloren hatten, teilten sie in guten und schlimmen Tagen Ungarns Schicksal, das Slowakische, eine primitive, aber klangvolle Sprache, blieb die Umgangssprache der Bauern und entwickelte sich nicht viel weiter. Die Bessergestellten und die Intelligenz bevorzugten das Mad-

Jarische, und der größte ungarische Lyriker, Petöfi, war das Kind einer Slowakin. Aber auch die deutsche Sprache, der sich hauptsächlich die jüdischen Kaufleute in den Städten bedienen, hat eine erstaunliche Verbreitung. Ganze Dörfer in der Zips tragen deutsche Namen und sind von den Nachkommen jener eingewanderten Bergleute bewohnt, die unter den ungarischen Königen den Bergwerksbetrieb im nördlichen Ungarn zu hoher Blüte brachten. Der Zusammenbruch der Doppelmonarchie brachte die enge staatliche Verbindung in der tschechoslowakischen Republik. Die Tschechen, die man nicht mit Unrecht die „Preußen unter den Slawen" nennt, besetzten innerhalb kurzer Zeit die wichtigsten Beamtenposten mit ihren Leuten. Da sie sich außerdem mit ihrer überlegenen Intelligenz und ihrer antiklerikalen Einstellung bei den bigotten Slowaken unbeliebt machten, scharten sich bald die wahren Slowaken unter dem Ruf „Autonomie" um den Pfarrer Hlinka. Trotz aller vom Staate geförderten Bemühungen, eine nationale Kultur heranzuzüchten, ist das Volk weiter seinen traditionellen Götzen unterworfen: Kirche, Alkohol und Tuberkulose, die kaum der Rede werte Industrie, die sich auf die Verwertung des ungeheuren Holzreichtums beschränkt, vermag die vom Lande abwandernden Slowaken nicht zu beschäftigen. Tausende gehen seit Jahren nach Amerika und ziehen Tausende nach sich. In den langgestreckten Gebirgstälern aber geht der Bauer in der selbstgewebten Tracht stumpfsinnig hinterm Pflug; Frau und Kinder helfen bei schwerer Arbeit mit. Die Kleinsten schaukeln in einem Gestell aus drei Stangen mitten auf dem Feld. Schreien sie, so macht sie in Branntwein getauchtes Brot ruhiger! Am Abend geht's im leichten Bretterwagen nach Hause, in die niedrigen Holzhütten, an die sich langgestreckt als wichtigster Teil die Ställe anschließen. Fast nie werden die winzigen Fenster der Stube geöffnet; wozu auch, frische Luft hat man zur Genüge vor der Tür, wenn nicht gerade der Misthaufen seinen Ueberfluß bis zum Eingang schiebt. An der Straße stehen die offenen Ziehbrunnen. An rasselnder Kette saust der hölzerne Eimer, der so prächtig mit grünen Algen überzogen ist, in die Tiefe, um gleich darauf mit Wasser gefüllt die Reise nach oben anzutreten. Gut ist es, nicht bei Dunkelheit zu trinken, leicht rutscht eine kleine Kröte mit in den Schlund . . .

Draußen aber, auf dem mondhellen, tiefgehenden Fluß ziehen in rascher Fahrt die Flöße der Donau zu. Ein paar Riesenstämme aus den Karpathenwäldern an der polnischen Grenze, mit zwei Balken oben und unten zu einem Floß verbunden, das von zwei roh behauenen Steuerrudern gelenkt wird, so gleiten gespenstisch die schwerfälligen Fahrzeuge die Orava hinunter, vorbei an dem auf steilem Fels aufgetürmten „Unterschloß", das schon lange vor der Türkenzeit da oben drohte, vorbei an Klippen, Wirbeln und Strömungen, denen der einheimische Flößer geschickt auszuweichen weiß, der großen Mutter Donau zu. Der billigste Transport und darum trotz Eisenbahn und Lastauto dem reichen Floßhändler der liebste, denn der arme Bauer, der zur Aufbesserung seiner Einnahmen diese nicht ungefährlichen Fahrten unternimmt, stellt keine hohen Ansprüche. In den tiefen Wäldern aber tummeln sich noch Wildsau, Fuchs und Bär, gefürchtet von den Schafhirten, die den ganzen Sommer mit ihren Herden auf den Bergen bleiben und ihren Schafkäse („brinza") fabrizieren, der als „Liptauer" nachgeahmt auch in Deutschland zu haben ist. Gutmütigkeit und Gastfreundschaft sind dem ganzen Volk eigentümlich. Am Sonntag strömen sie in bunten Trachten zur Kirche. Die Mädchen und Frauen tragen dann ihre sämtlichen Röcke auf dem Leibe, lange bunte Schleifen im Haar und oft prächtig gestickte Kopftücher. Die Männer stecken in enganliegenden, mit kunstvollen Verschnürungen geschmückten Hosen, über das derbe Hemd ziehen sie im Sommer und Winter den geliebten Schafpelz, der mit geschmackvollen Stickereien übersät ist. Ist es warm, so tragen sie den Pelz nach außen, ist es kalt, so drehen sie ihn um. Die Füße stecken in den sandalenartigen Krpci, aber auch hohe Schaftstiefel sind bei Frauen und Mädchen beliebt. Nach dem Gottesdienst sammelt sich alles im Wirtshaus. Da die Frauen im Trinken keineswegs hinter den Männern zurückstehen, entwickelt sich bald ein ausgelassenes Treiben. Dann genügt ein geringfügiger Anlaß, um in den erhitzten Kampf die Streitlust zu erwecken.

Während die südliche Slowakei mit ihrem fruchtbaren, ebenen Boden reiche Bauern ernährt, ist der Norden arm und gebirgig. Hier ragt das 3000 Meter hohe Gebirge der Tatra, beliebtes Reiseziel für Touristen aus aller Herren Länder, dessen große Hotels mit allem Komfort aufwarten. Eine Eigentümlichkeit sind die „Meeraugen", kleine kristallklare Seen, die die starre Gebirgseinsamkeit wunderbar beleben. Westlich der Tatra erstreckt sich das Tatragebirge, dessen Bewohner schon hart um ihre Existenz ringen müssen. Viele verlassen die armselige Scholle und durchziehen als Rastelbinder, Löffelschnitzer und Ziegelträger ferne Länder. Die Mehrzahl aber versucht in Amerika ihr Glück. Wenn die Regierung auch in den letzten Jahren mit allen Mitteln versucht, eine nationale Kultur hochzuzüchten und in der überwiegend deutschen und madjarischen Landeshauptstadt Preßburg (Bratislava) ein slowakisches Ministerium besteht, so bildet die breite Masse des Volkes mit ihrer Rückständigkeit und wirtschaftlichen Notlage einen schweren Ballast auf dem Fluge zum Licht.

Die Katastrophe

Es ist ein kleines Dorf in Burgund. Ich gehe allein spazieren, am Rande eines im saftigen Grün prangenden Wäldchens zwischen Haselnußsträuchern und Brombeerhecken, deren mit Früchten behangene Ranken sich über die weiche Rasenmatte hinziehen. Zuweilen fahren auf der Straße, von der mich ein schmaler Wiesenstreifen trennt, Wagen vorbei, schwere Karren, leichtes Geschirr. Aber ich gebe mich düsteren Gedanken hin und achte auf das alles nicht; mein Strohhut drückt auf dem Kopf wie ein Stahlhelm; meine Schläfen schmerzen; ich höre nicht den Gesang der Vögel, die von keinem Leid beschwert sind. Eine Eidechse huscht durch das hohe Gras, die Mücken tanzen ein Luftballett — ich habe für das alles kein Auge; ich hege nur ein Gefühl des Grolles und des Hasses; ich ersehne eine unmittelbare Rache . . .

Plötzlich erscheint an der Wegbiegung ein Mann: ein krüppelhafter, siecher, gebückt und mühsam daherschreitender Mann. Er kommt von der Ferne, die sich fern am Horizont an die Erde schmiegt — mit ihrem roten Ziegeldach, mit ihren weißgetünchten Mauern; hohe Pappeln umgeben sie, und der Wind schaukelt ihre Kronen auf dem Blau des Himmels. Ich kenne die Geschichte dieses siechen Mannes. Man erzählt sie überall. Er war Lokomotivführer; in dieser Gegend ist vor 10 Jahren sein Zug entgleist. Genau hat man die Ursache des Unglücks nicht feststellen können. Manche sagen, daß der Mann betrunken war und seine Maschine nicht meistern konnte. Andere meinen, daß er in einem Anfall von Wahnsinn gehandelt hat. Er soll, ohne sich der Tat bewußt gewesen zu sein, das Fahrtempo derart beschleunigt haben, daß er die Katastrophe herbeiführte. Ihn selbst zog man schwerverletzt unter den Trümmern hervor. Er behauptete, daß er nicht wisse, wie das Unglück geschehen ist und verlangte, die Liste der Opfer zu sehen. Sie waren zahlreich: 13 Tote, 30 Verletzte. Wie er die Liste zurückgab hat er gesagt: „Ach, das Unglück, das Unglück!" Dann konnte man nichts mehr aus ihm herausbringen; er hat hartnäckig geschwiegen. Seitdem zur Arbei unfähig, lebt er — bei den Bauern — von einer kleinen Rente, die ihm die Gesellschaft zahlt.

Ich kenne ihn genau; oft richte ich — voll Mitleid für sein Elend — ein Wort an ihn; heute wie stets, wenn ich ihm begegne, gehe ich auf ihn zu und frage ihn, wie es ihm und den Leuten in der Ferme geht. Aber er antwortet mir nicht. Niemals ist er mir so mager und blaß erschienen; fieberhaft bewegt er die Lippen, ohne irgendeinen Laut hervorzubringen und seine Augen haben einen tragischen Ausdruck. Ich vergesse den eigenen Schmerz, um von dem seinigen mit ihm zu sprechen. Was ist mit ihm? Hat man ihm ein Leid zugefügt? Machten sich unbarmherzige Kinder über seine Hinfälligkeit lustig? Findet man in der Ferne die Rente zu klein, um ihm Wohnung, Nahrung und Pflege zu gewähren?

Er schüttelt den Kopf und sieht mich ängstlich an; ich ahne, daß er sich fragt, ob er sprechen soll. Er quält sich und zaudert — endlich kann er sich nicht mehr beherrschen: „Die Vorwürfe, die Gewissensbisse sind es!" Und ehe ich mich von meinem Staunen erholt habe, ehe ich ihn fragen kann, fährt er fort: „Ich leide zu sehr. Ich muß jemandem sagen, was ich für Qualen durchmache! . . . So kann man nicht leben, und vielleicht können Sie die Schatten vertreiben, die mir ihre Verletzungen zeigen und mich in ihre Hölle mitnehmen wollen."

„Der Arme, ich ahne, er will von den Opfern der Katastrophe sprechen, und ich sage ihm sanft, daß er nicht schuldig ist, daß auch er verwundet und verstümmelt war, daß die Gespenster kein Recht haben, ihn zu quälen. Aber er zuckt die Achseln. „Ich wäre nicht schuldig? Nicht schuldig? Man hat das geglaubt! Der Dämon der Rache trieb mich, hören Sie. Ich war damals verlobt . . . Ach mein Herr, was hatte ich für eine hübsche, blonde, reizende Braut! Alles war zwischen uns in Ordnung; ich war glücklich, glücklich. Man hätte nicht glauben können, daß es soviel Glück auf der Erde gibt. Und dann kam plötzlich der Bruch . . . Sie liebte mich nicht mehr; sie hatte mich niemals geliebt. Sie gab mich um eines anderen Willen auf, um eines anderen Willen, der sich gut kleidete, in einem Büro angestellt war; es schmeichelte sie seine Frau zu werden! Ich habe gebettelt, geschrien, gedroht . . . Umsonst! . . . Sie spottete mich aus, lachte, sagte es gäbe ja zum Heiraten noch andere Mädchen auf der Welt, und ich würde sie schon vergessen . .

Ich hatte geschworen, mich zu rächen. Eines Sonntags — es sind 10 Jahre her, mein Herr, und ich erinnere mich aller Einzelheiten, wie wenn es gestern gewesen wäre — an einem Sonntag also stand ich an meiner Maschine und sah dem Gedränge der Ausflügler auf dem Bahnsteig zu. Da gab es Liebespaare, Verheiratete mit ihren kleinen Kindern, und wie ich sie ansah, dachte ich an mein Elend, und das Herz schlug grollend in meiner Brust.

Plötzlich hörte ich ein lautes Auflachen, das ich kenne — und ich sah sie; mit einem Schleier auf ihrem Hut war sie wie eine Dame gekleidet; mein Rivale folgte ihr; er hielt eine Ledertasche in der Hand, und seine Augen hingen zärtlich an ihr. Ich entsann mich, daß sie ihre Hochzeitsreise in die Bourgogne machen wollten, wo der Mann Familie hatte . . . Sie gehörten einander ohne Zweifel schon an . . . und dieser Gedanke vermehrte noch meine Verzweiflung.

Da zuckte in mir eine schreckliche Idee auf und die verfolgte mich unaufhörlich, während der Zug ins Land hineinfuhr. Dort gab es eine gefährliche Stelle, welche der Zug nur langsam durchfahren durfte: ich dachte:

„Ich werde absichtlich nicht langsam fahren; ich führe ein Unglück herbei, daß mich — aber sie mit mir — töten wird. Und ich lachte laut auf. Der Dämon hatte mich in der Gewalt. Ich dachte nur an meinen Haß und meine Rache. Die anderen Reisenden waren mir gleichgültig; ihr Schicksal beschäftigte mich nicht und um meinetwillen fürchtete ich den Tod nicht.

Wir näherten uns dieser Stelle. Die Schienen führten an einem Fluß hin; ich bemerkte von fern Böschungen, eine Brücke, die man passieren mußte, ehe man den gefährlichen Ort erreichte. Statt das Tempo zu verlangsamen, ließ ich die Maschine mit voller Geschwindigkeit laufen; aber keine Macht der Erde hätte mich zurückhalten können —, ich achtete auf nichts mehr. Ach, welch furchtbare Katastrophe war das! Wie die Flammen aus der Maschine aufgeschossen sind. Und die Schreie der verzweifelten, verwundeten, blutigen Menschen! Und das Jammern der Sterbenden! Wie ich wieder zur Besinnung kam, lag ich im Krankenhaus. Menschen standen um mich herum: hohe Pariser Beamte. Direktoren der Gesellschaft, Aerzte . . . Sogleich erinnerte ich mich des Geschehens . . . Aber die Wahrheit habe ich natürlich verheimlicht: sie ließen mich schließlich in Ruhe, glaubten, daß ich meinen Verletzungen erliegen würde. Da habe ich die Liste der Opfer verlangt . . . Sie waren alle zwei dem Tode entgangen! Das Unglück! Der Mann hatte unbedeutende Verletzungen davongetragen und ich erfuhr später, daß er eine runde Summe von der Gesellschaft als Entschädigung erhielt.

Denken Sie, mein Herr; ich habe so viel Tote, so viel Verwundete für nichts verschuldet . . . doch für etwas . . . damit sie Geld erhielten, um ihre Ausstattung zu bezahlen . . .

Das sind die Gespenster, die mich verfolgen; manchmal — in der Nacht — höre ich, wie sie mich rufen: sie rufen meinen Namen; dann stehe ich auf und folge ihnen. Sie führen mich an den Rand des Teiches und warten, daß ich mich hineinstürze; aber ich höre nicht auf sie und kehre in die Ferme Jean Claudes zurück, der mich ausschilt, weil ich seinen Schlaf störe.

Ach, das Unglück!"

Sturmfahrt

Der steinerne Klotz Gibraltar, der wichtig in der Meerenge lag, war hinter der Kimmung weggesackt. Der ausgefranste Rand des Atlasgebirges bot einen kläglichen Anblick nach dem vollrunden Berg, der behaglich ausgesehen hatte, dessen graue Haut aber mit Kanonen bespickt war. Kein fremdes Schiff konnte die schmale Einfahrt passieren. Zehn Jahre Krieg lagen hinter uns, doch durften wir nicht auf den grünen Feldern spazieren, die den Berg umlagerten. Die Aussicht durch den Kieker bot mir mäßigen Ersatz. Wir traten seit Neuyork die Planken; unser Blut wurde durch die warme Februarsonne in heftige Bewegung gebracht. Das war nun vorbei. Im Logis kamen die Gespräche Port Said näher. Die Genüsse, breit vor uns aufgetischt von alten Indienfahrern, versprachen den Himmel auf Erden in dieser liebegesegneten Stadt. Wenn wir auch von Madeira von früheren Fahrten her wußten, daß die Liebe das Gebrechen im Hinterhalt hielt; wir waren guten Mutes und taten die Bordarbeit voll Gesang und Freude.

Der Wind, der uns von Afrika anwehte, hielt das Blut wach, daß wir voll Sehnsucht den Hafen suchten, der noch einen Tag und eine Nacht voraus lag.

Als die Ronde, auf der Höhe von Algier war es, um den Tisch herumging, der das Logis ausfüllte, mußten die Bilder der mehr als nackten Frauen, die wir von den Bootsführern im Hafen von Funchal gekauft hatten, von den Kojenwänden verschwinden. Es ging glitig dabei zu. Sie wußten, wie es um uns stand. Vielleicht hatten die Herren das Brausen des Blutes Menschen in sich. Dann aber fiel die Stimmung im Gleichmaß mit dem Barometer. Der Wind drückte den Schiffsrumpf über, daß man von Luv nach Lee bergauf laufen mußte. Die Luft preßte die Gehirnschale, daß alles Denken leerlief, und der rote Faden, der nach Port Said führen sollte, zerriß. Die Meergeister sangen und geigten auf den Wanten und Haltetauen eine unheimliche Melodie dazu.

Einmal blinzelte die Sonne uns am nächsten Morgen durch einen schmalen Spalt an. Sie mußte aber auf der anderen Seite der Erdkugel schon Trauriges gesehen haben. Das Lid schloß sich gleich wieder. Sie zog sich eine fast schwarze Decke über und legte sich schlafen. Die Meergeister kreischten vor Vergnügen und warfen einen Sprühregen über das ganze Vorschiff.

Das Barometer schien sich in der schmalen Röhre nicht mehr wohlzufühlen. Wir fuhren nachmittags mit allen Lichtern und zogen immer neue Strecktaue, um über Deck kommen zu können. Der Steven bohrte sich in den Himmel, um gleich darauf bis über den Decksaufbau unterzutauchen. Dann wieder kam ein Wasserberg angerollt, der seinen weißen Speer in die Luvflanke bohrte, daß die „Smyrna" einen richtigen Sprung zur Seite machte. Das Hohngelächter in den Tauen übertönte das Krachen und Brechen des Langbootes, das nach diesem tückischen Angriff nur noch im Dollbord hing. Die Wache, die das treibende Holz bergen sollte, stand, mit Rettungsgürteln umgetan, unter der Treppe zum Bootsdeck. Von den Brechern bis zum Hals begraben. Zwei Matrosen, die die Reling nicht schnell genug erreicht hatten, hingen wagerecht an den Strecktauen. Als der Bootsmann für kurze Zeit eine Hand frei hatte, ihnen zu helfen, war es zu spät. Sie hatten schon zu viel Salzwasser geschluckt. Man mußte die Leute zurückrufen.

Der Zimmermann stieß der „Smyrna" eine Eisenstange in den Bauch. Vier Fuß Wasser im vorderen Laderaum. Die Freiwache ging nach unten. Eine Viertelstunde später war das Leck gefunden und gestopft. Der Klabautermann hatte aber aufgepaßt. Die Sodafässer rollten bei einem riesigen Ueberholer gegen die Bordwand und drückten zwei Mann an die Spanten. Das Gewicht der großen Fässer war zu viel gewesen. Sie ruhten für die Ewigkeit aus bei den Ertrunkenen, die im Mitteldeck aufgebahrt lagen. An Deck sah es aus, als sollte das Schiff im schwimmenden Zustand abgewrackt werden. Holzteile von den Booten und Relingsteile vom Vorschiff rammten mit mächtigen Stößen den Takt zu der Orkansymphonie. Das Schiff stöhnte unter den mächtigen Stößen wie ein wundes Tier. Die Wassermassen lockerten die Nieten und die Lukenhölzer. Der Zimmermann konnte, als er die Lukenhölzer anziehen wollte, nicht einmal in Lee arbeiten.

Die Wolken rasten über die Toppen hin. Die Finsternis war mit einem dreckigen Gelb getüncht, das die Toplichter fraß. Auf der Brücke waren die Scheiben eingedrückt worden. In kurzen Abständen wurden Kapitän und Steuermann immer wieder von dem Gischt begraben.

Eine kurze Erholungspause. Einen Atemzug lang. Dann rollte wieder einer der glasklaren grünen Berge heran, der den Dampfer auf die Seite legte und ihn, so lange die Atempause gedauert hatte, unter sich begrub. Ein dumpfer Krach kam aus der Tiefe der Backbordvorderluke. Der Dampfer lag wie ein verwundeter Wal und — blieb liegen.

Die Fässer hatten sich gelockert und ließen die „Smyrna" nicht mehr aufstehen. Das Rammen der zu oberst liegenden Fässer schlug einen grausigen Takt zu dem Schlingern und zu dem Schlagen der Wasserberge gegen die hohle Backbordseite.

Die Freiwache ging nicht zur Koje. Noch ein Uebergehen der Ladung in der zweiten Luke, und die „Smyrna" gehörte dem Klabautermann. Wir drehten gegen den Wind. Da fing der Kahn an zu stampfen, daß wir den Bruch der Steuerwelle befürchten mußten. Mit einem rasselnden Fluch fauchte die Schraube in das Geheul des Sturmes hinein, wenn die „Smyrna" fast Kopf stand und sie kein Wasser unter sich hatte.

Im Heizraum mußte ein Feuer gelöscht werden, da die Steuerbordfeuertüren bei der Schlagseite zu hoch lagen. Mit halber Kraft dampften wir gegen den Orkan an. Nur noch mit halber Kraft versuchten wir die an Deck schwimmenden Bootsteile zu bergen. Sechsundzwanzig Stunden hatten wir mit dem Orkan gekämpft. Dann wurde es heller. Die Wolken teilten sich in kleine Fetzen, und in der letzten Stunde vor Sonnenuntergang war die See glatt wie ein Binnensee.

Als wir am nächsten Tag in Port Said vor Anker gingen, verzichteten wir alle Mann auf den Landgang. Wir schliefen drei Wachen durch. (Zwölf Stunden.) Alle auf Backbordseite.

Als nach zwei Tagen die „Smyrna" gerade getrimmt lag, setzten wir die Flagge auf Halbmast. Die vier toten Kameraden traten die Heimreise an.
